

Joanna

Trollope

Affäre,

im

Sommer

In ihrem wunderschönen alten Haus auf dem Lande hat Alice endlich gefunden, wonach sie sich so lange sehnte – das perfekte Leben. Doch obwohl sie ihren Mann und die drei Kinder liebt und glücklich sein müsste, ist Alice deprimiert. Erst die schöne junge Clodagh öffnet ihr die Augen für das, was ihr zum vollkommenen Glück bisher gefehlt hat. Zwischen den beiden Frauen entwickelt sich eine leidenschaftliche Beziehung – ein Skandal in dem kleinen Dorf...

Joanna Trollope

Affäre im Sommer

Roman

Aus dem Englischen von Alexandra von Reinhardt

Weltbild

Die Autorin

Joanna Trollope ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Großbritanniens – ihre Romane stehen dort regelmäßig an der Spitze der Bestsellerlisten. Sie hat zwei Töchter und zwei Stiefsöhne und ist mittlerweile auch Großmutter geworden. Joanne Trollope lebt in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel A Village Affair.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1989 by Joanna Trollope

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2003 by Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG /

© 1993 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Alexandra von Reinhardt

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-962-6

Für Louise

1. Kapitel

An dem Tag, als der Kaufvertrag für das Haus abgeschlossen wurde, setzte Alice Jordan alle drei Kinder ins Auto und fuhr hin, um es zu besichtigen. Die siebenjährige Natasha machte wie immer viel Aufhebens um ihren Sicherheitsgurt, und James heulte, weil er den Fahrer seines Spielzeugmotorrads verloren hatte, aber das Baby lag friedlich in seinem Tragekorb und genoss das sanfte Schaukeln des fahrenden Wagens, während ein faszinierendes Muster kahler Äste durch das schräge Heckfenster über sein rundes Gesichtchen huschte. Natasha sang »Ten Green Bottles«, um James zu übertönen, und James steigerte seine Lautstärke zu durchdringendem Gebrüll. Alice schaltete das Autoradio ein, und eine selbstbewusste weibliche Stimme im Frauenfunk erklärte ihr ruhig, wie man sich selbst auf verdächtige Knoten abtasten könne. Schmutz wirbelte von den winterlichen Straßen hoch und bildete einen körnigen Schleier auf der Windschutzscheibe. James hörte plötzlich auf zu brüllen und steckte einen Daumen in den Mund.

»Du bist ein richtiges Baby«, sagte seine Schwester verächtlich. Er begann wieder zu weinen, mit dem Daumen im Mund, aus dem Speichel floss.

Alice konnte sein nasses, verschmiertes, rotes Gesicht im Rückspiegel sehen. Die Stimme im Radio sagte, wenn man sich nicht gern selbst berühre, solle man jemand anderen bitten, die Brüste abzutasten. Die Moderatorin fragte – und Alice hielt diesen Einwand für überaus vernünftig –, ob ein anderer Mensch überhaupt das nötige Gespür für kaum merkliche Veränderungen haben könne.

»Wenn du so plärrst«, erklärte Natasha ihrem Bruder, »halten alle Leute dich für eine richtige Heulsuse.«

James stieß einen wilden Schrei aus und schlug mit dem Motorrad, das er in der Faust umklammert hielt, nach seiner Schwester, traf aber nur ihre Wange. Natasha wandte sich mit vor Schreck weit aufgerissenen Augen ihrer Mutter zu und brach in Tränen aus. Ganz hinten im Wagen nahm Charlie die spannungsgeladene Atmosphäre wahr und sein weiches rundes Gesicht verzog sich verstört. Er öffnete den Mund und kniff seine Augen zusammen. Alice hielt an.

»Die Lymphknoten ...«, sagte die Frau im Frauenfunk mitten in den Lärm hinein.

Alice schaltete das Radio aus, löste ihren Sicherheitsgurt und drehte sich nach hinten.

»Ruhe!«, schrie sie. »Ihr garstigen, garstigen Kinder! Ich dulde so etwas nicht. Ihr sollt im Auto nicht streiten. Wie soll ich dabei fahren? Wollt ihr, dass ich gegen eine Mauer brause? Genau das wird nämlich passieren.«

Natasha hörte auf zu weinen und schaute aus dem Fenster. Weit und breit war keine Mauer zu sehen, nur eine Hecke und ein hügeliges Feld und einige schwarz-weiße Kühe.

»Hier gibt es keine Mauern«, sagte sie.

Alice ignorierte sie.

»Was habe ich euch gesagt, wohin wir fahren?«

»Mit dem Auto«, murmelte James mit unsicherer Stimme.

Seine Schwester warf ihm einen vernichtenden Blick zu. »Zu unserem neuen Haus.«

»So ist es. Wollt ihr es denn nicht sehen?«

»Doch«, sagte Natasha.

James schwieg. Er wollte im Augenblick nur an seinem Daumen lutschen, traute sich aber nicht.

»Dann will ich ab jetzt kein einziges Wort mehr von euch hören, bis wir dort sind. Andernfalls müsst ihr im Auto bleiben, während ich aussteige und mir alles anschau. Ist das klar?«

Sie schnallte sich wieder an und fuhr weiter. Natasha beobachtete sie. Sie war die einzige Mutter mit einem Zopf, die Natasha kannte. Er war sehr lang und dick, begann hoch oben auf ihrem Kopf und reichte bis zur Mitte des Rückens. Normalerweise trug sie ihn über eine Schulter gelegt. Natasha wollte genau so einen Zopf haben, und ihre Freundin Sophie ebenfalls. Sophies Mutter hatte ganz normales Haar, an das man sich nicht so recht erinnern konnte, wie die allermeisten Mütter. Während sie stolz den Zopf ihrer Mutter betrachtete, stieg plötzlich Zärtlichkeit in ihr auf.

»Es tut mir leid«, sagte sie sehr leise, wegen des Sprechverbots.

Alice lächelte ihr über die Schulter hinweg rasch zu.

»Wir sind gleich da.«

Alice hatte sich immer gewünscht, in Pitcombe leben zu können. Jeder im weiten Umkreis wünschte sich das, und wenn dort ein Haus zum Verkauf stand und in Country Life mit Foto angepriesen wurde, hieß es im Text stets: »In einem sehr beliebten Dorf.« Es war eines jener Dörfer, von denen Auswanderer in der Ferne noch nach Jahrzehnten träumten, ein Steindorf, das sich einen sanften Hügel hinaufzog, mit der Kirche ganz oben und dem Wirtshaus ganz unten, an einem kleinen Fluss gelegen; und das barocke Herrenhaus blickte mit feudalem Wohlwollen darauf hinab. Sir Ralph Unwin, dem das Herrenhaus, 120 Hektar Land und noch immer zwei Dutzend Cottages gehörten, war groß und grauhaarig und ein trefflicher Schütze. Er fuhr mit einem Range Rover durch das Dorf und winkte huldvoll von seinem erhöhten Fahrersitz aus. Bereitwillig stellte er Pitcombe Park für Wohltätigkeitsveranstaltungen jeder Art zur Verfügung, ob der Erlös nun für Hospize, für die Arthritisforschung oder das Kirchendach bestimmt war; die Ortsgruppe der Konservativen konnte allerdings nicht mit seiner Unterstützung rechnen. »Ich bin von Natur aus unparteiisch«, pflegte er zu sagen, wohl wissend, dass man ihn bewundernd zitieren würde. Alice war ihm nur einmal begegnet: John Murray-French, von dem sie das Haus kaufen wollten, hatte sie vorgestellt, und Sir Ralph hatte gesagt: »Sie sind in Pitcombe mehr als willkommen, Mrs. Jordan, besonders wenn Sie Kinder haben.« Sie hatte sich gefragt, ob er sich seines Charmes bewusst war. Auch Lady Unwin war charmant, auf jene tüchtige, energische Art, die Frauen mit langjähriger Erfahrung in allen möglichen Versammlungen und Ausschüssen an sich haben. Sie war Vorsitzende des lokalen Hospizkomitees und betrachtete es als ihre Pflicht, an PCC-Tagungen, NADFAS-Ausflügen und Wanderungen der über sechzigjährigen Dorfbewohner teilzunehmen. Ihre große, geschmeidige Hand mit den rosa lackierten Fingernägeln und den unvergleichlichen georgianischen Ringen hatte Alice' Hand fest gedrückt, während sie sagte: »Oh, meine Liebe, hurra! Genau das, was wir brauchen – neues junges Blut, das uns alle beleben wird.«

Und Sir Ralph hatte sich bei seiner Frau eingehängt – eine demonstrative Zurschaustellung stolzer Zuneigung, die ihn genauso beliebt machte wie seine politische Unabhängigkeit – und mit warmem Lächeln gewarnt: »Trauen Sie ihr nicht über den Weg, Mrs. Jordan. Sie wird Sie in Minutenschnelle für jeden Zirkel und jedes Komitee weit und breit eingespannt haben.«

Alle um sie herum hatten gelacht und Alice hatte mitgelacht. Sie hatte sich willkommen und zugehörig gefühlt, fast so, als nähme sie schon an dem Leben teil, das sie ihrer festen Überzeugung nach in Pitcombe führen wollte, das sie heiß ersehnte. Als Martin und sie bei einer Dinnerparty gehört hatten, dass John Murray-French sein Haus verkaufen wollte, konnten sie vor Aufregung kaum schlafen. Es war nicht irgendein Haus in Pitcombe, sondern eines der Häuser, auf halber Höhe des Hügels, mit den Buchen des herrschaftlichen Parks oberhalb und dem Fluss nur drei Felder unterhalb, am Ende einer kleinen Sackgasse, die von der Hauptstraße abzweigte und an hübschen niedrigen, wie hingewürfelten Cottages entlangführte. Hinter dem Haus gab es einen Obstgarten und eine Koppel, sodass die Kinder ein Pony haben könnten, und über der Garage war ein herrlicher hoher Raum mit Deckenbalken und Nordlicht, wo John Murray-French die dekorativen Köderenten schnitzte, die ihm eine gewisse Berühmtheit eingebracht hatten, und wo Alice ihr Atelier einrichten wollte. Sie hatte seit James' Geburt nicht mehr gemalt, seit über vier Jahren. Aber jetzt würde sie dazu wieder in der Lage sein, das wusste sie.

Sie bog von der Hauptstraße ab und fuhr vorsichtig zwischen den Cottages hügelabwärts. Es war früher Nachmittag, und die Gasse war ganz leer, bis auf ein runzeliges altes Gesicht an einem Erdgeschossfenster, zwischen einem Topf Spinnenkraut und einem bettelnden Porzellanhund mit großem grünem Hut. Alice winkte lächelnd. Das Gesicht reagierte nicht. Eine schwarze Katze auf einer Gartenmauer würdigte das vorbeifahrende Auto keines Blickes, vollauf damit beschäftigt, sich zu putzen. Am Ende des Weges kündigten zwei schlanke verwitterte Steinpfeiler den Eingang zum Grauen Haus an. Die Steintroddeln an ihren Spitzen waren mit ockerfarbenen und grünlich-grauen Flechten überzogen. Dahinter führten zwei dunkelgrüne Reihen

gestutzter Weißbuchen auf das Haus zu. Alice hielt an, plötzlich von stillem Jubel erfüllt. Alles würde gut werden, bestimmt, ganz bestimmt.

»Schaut euch ruhig um«, hatte John Murray-French morgens am Telefon gesagt. »Ich werde nicht da sein, aber Gwen will angeblich Bücher einpacken; wahrscheinlicher ist allerdings, dass sie sich an meinem Gin im Besenschrank gütlich tun wird. Sie weiß, dass ihr kommt.« Er hielt inne. Er hatte Alice sehr gern. Auch sein Sohn hatte sie sehr gernegehabt, aber viel zu spät, als sie bereits verheiratet war. »Ich bin so froh, dass du es bist«, fuhr er fort. »Oh, John ...«

»Ich habe 35 Jahre hier gelebt. Nicht zu glauben. Es hätte mir das Herz gebrochen, wenn ein Fremder das Haus bekommen hätte.«

»Ich verspreche dir, dass wir es lieben werden. Ich meine ... wir lieben es schon jetzt. Ich glaube wirklich, es ist die Antwort ...«

»Die Antwort? Worauf?«

Sie hatte eine Sekunde lang gezögert.

»Oh«, hatte sie sodann nüchterner erklärt, »drei Kinder, mehr Platz, ein Atelier für mich. Du weißt schon.«

Sie fuhr im Schneckentempo durch die Weißbuchenallee. Die Kinder spürten die Dramatik des Augenblicks und quietschten leise vor Aufregung. Natasha hatte schon in all ihre Bücher geschrieben, teils aus Stolz, teils um zu verhindern, dass James sie jemals für sich beanspruchen könnte:

Dieses Buch gehört
Natasha Jordan
im Grauen Haus
Pitcombe
Wiltshire

Und da war es nun. Lang gestreckt, niedrig, grau, mit hübschen Schiebefenstern aus dem 18. Jahrhundert, die fast bis zum Boden reichten, mit einer schweren getäfelten Tür, einem Türgiebel und einem Löwenkopf als Türklopfer, mit drei Backsteinschornsteinen und der Terrasse über dem Tal, reizvoll umgeben von goldfarbenem Kies und

grünem Gras. Gewundene graue Glyzinenäste rankten sich am Giebel empor und entlang der Fassade, und zu beiden Seiten der Veranda wuchsen glänzende Lorbeerbäume in großen Versailles-Kübeln. Es war einfach perfekt.

Alice stieg aus und befreite die Kinder. Sie rannten sofort den Rasen hinab, immer noch quiekend, und kletterten auf den Eisenzaun, der den Rasen von der Koppel trennte. Alice öffnete das Heck und holte Charlie aus seinem Korb heraus. Hell begeistert, fuchtelte er mit den Händen in der Luft herum und krächte. Sie ging zur Tür und klingelte. John hatte gesagt, das sei nicht notwendig, aber sie wollte Gwen in keiner Weise verärgern, denn sie hoffte, dass die Frau das Haus auch für sie putzen würde, wie sie es in den letzten zehn Jahren für John getan hatte.

Gwen öffnete die Tür erst nach sehr langer Zeit, zweifellos in der Absicht, Alice einen kühlen Empfang zu bereiten; doch als sie Charlie in seinem blauen wattierten Schneeanzug sah, war sie sofort entwandert. »Herrjemine! Ist er nicht süß? Kommen Sie rein, Mrs. Jordan. Der Major hat mir schon gesagt, dass Sie kommen.«

Alice drehte sich um und wollte nach den Kindern rufen. Sie turnten noch immer am Zaun herum.

»Lassen Sie sie doch, wo sie sind«, riet Gwen. »Ihnen kann nichts passieren. Na, und wer ist ein süßer Junge?«

Charlie betrachtete sie gleichmütig.

»Er ist sehr brav«, sagte Alice, eifrig bemüht, freundlich zu sein. »Der Artigste von den dreien, ehrlich gesagt. Aber er wiegt eine Tonne.«

»Möchte er dann vielleicht zu Gwen kommen?«

Sie streckte ihre Arme aus. Charlie ließ sich von ihr übernehmen, ohne zu protestieren. Er betrachtete aufmerksam Gwens Gesicht, ihre pinkfarbene Bluse und die kastanienbraune Strickweste. Nach langer Musterung legte er schließlich einen einzelnen gekrümmten Finger auf ihre Glasperlenkette.

»Bist du nicht ein Wonnepoppen?« Gwens Herz schmolz endgültig dahin. »Du und Gwen, wir zwei werden uns prächtig verstehen, stimmt's?«

Alice war Charlie plötzlich sehr dankbar.

»Ich wollte Sie tatsächlich fragen ...«

Gwen wandte ihr ein strahlendes Gesicht zu.

»Das hab' ich mir fast gedacht. Natürlich helfe ich Ihnen.« Sie wandte sich wieder Charlie zu. »Gwen wird doch einem alten Herzensbrecher wie dir keinen Korb geben, stimmt's? Ich nehme ihn mit ins Arbeitszimmer, Mrs. Jordan, und Sie können sich in aller Ruhe überall umsehen. Das hat der Major gesagt. Ich werde auch die Kinder draußen ein bisschen im Auge behalten. Ich frage mich«, fügte sie an Charlie gewandt hinzu, »ob wir irgendwo einen Keks finden könnten, hmmm, was meinst du?«

Alice murmelte schwach: »Er hat erst zwei Zähne. Er ist erst acht Monate alt. Vielleicht ...«

»Wer ist ein großer Junge?« Gwen entfernte sich rasch. »Wer hätte das gedacht? Acht Monate ...«

Der rechts von der Haustür gelegene Salon auf der Vorderseite des Hauses war über siebeneinhalb Meter lang; links war das etwas kleinere Esszimmer. Dahinter gab es ein Arbeitszimmer für Martin, einen Raum, der sich als Spielzimmer eignete, und eine Küche, deren Hintertür auf einen breiten Backsteinweg und dann ins Gras hinausführte, mit Ausblick nach Osten. Die ehemalige Stalltür hatte Alice' Fantasie angeregt, als sie sie zum ersten Mal gesehen hatte. Sie hatte sich vorgestellt, wie an einem Sommermorgen die Sonne durch die geöffnete obere Hälfte einfallen und wie sie selbst singend auf einer Leiter stehen würde, während sie mithilfe von Schablonen eigene Muster, die sie in Hülle und Fülle im Kopf hatte, als Wandfriese entlang der Decke vorzeichnete. Sie konnte fühlen, wie glücklich sie sein würde. Jetzt war die Küche noch ziemlich düster, weil sie für John nur ein Raum war, wo er Dosen öffnete, aber Alice hatte auf den ersten Blick gewusst, wie zauberhaft sie sein könnte. Doch als sie nun die nachgedunkelten, ursprünglich cremefarbenen Wände, das schäbige Linoleum auf dem Boden und den verkratzten Tisch mit seinem Durcheinander von halb leeren Marmeladengläsern, Korkenziehern, Zeitungen und aufgerissenen braunen Umschlägen betrachtete, regte sich in ihr ein leichtes Unbehagen. Es war kaum merklich, aber doch vorhanden. Es glich einer plötzlichen boshaften Brise kalter Luft an einem strahlenden Sommertag oder einer falschen Note in einer Melodie,

an und für sich etwas sehr Flüchtliges, das aber einen bitteren Nachgeschmack hinterließ. Alice schüttelte sich, suchte Halt an ihrem Zopf und musterte die Küche mit strengem Blick. Hellgelbe Wände, dafür hatte sie sich entschieden, weiße Möbel, Linoleum entfernen, den Holzboden abschleifen und polieren, duftende Geranien auf den Fenstersimsen, getrockneter Hopfen an den Deckenbalken, Gläser mit Hülsenfrüchten und Gewürzen auf dem Geschirrschrank, ein Schaukelstuhl, Patchwork-Kissen, eine Katze ... Sie begann ganz plötzlich zu weinen. Es war erschreckend. Warum weinte sie? Heftiges Schluchzen brach wie ein Brechreiz aus ihr hervor und trieb ihr dicke Tränen in die Augen, sodass sie alles nur noch verschwommen sah. Sie suchte hektisch nach einem Taschentuch, in ihren Mantel- und Rocktaschen und in den Ärmeln, durchwühlte ihre Handtasche. Schließlich fand sie ein zerknittertes Tempo und putzte sich kräftig die Nase. Sie weinte doch nie. Die starke Alice, die seit der Zeit unmittelbar nach Charlies Geburt nicht mehr geweint hatte – und das waren offenbar postnatale Probleme gewesen. Sie setzte sich auf einen von Johns abgenutzten Küchenstühlen und ließ den Kopf hängen. Ihr eigenes Verhalten ängstigte sie.

Wahrscheinlich war sie einfach übermüdet. Sie hatten eine anstrengende Zeit hinter sich, in der es darum gegangen war, ob sie das Graue Haus wirklich bekommen würden. Martin war in solchen Dingen nicht sehr tüchtig und machte ungeheuer viel Aufhebens um Geld und Gutachten und dergleichen. Sie hatte ihn zu ermutigen versucht: »Aber die richtigen Dinge sind nun mal richtig, oder etwa nicht? Ich meine, wir fühlen doch, dass dieses Haus das richtige ist, und dort werde ich wieder malen und endlich etwas dazuverdienen können, und vielleicht könnten wir ein Pony haben. Auf lange Sicht haben wir doch nie Geldsorgen. Wir schaffen es immer. Und so wird es auch jetzt sein.« Er sagte daraufhin mürrisch: »Ich schaffe es immer, meinst du wohl.« Sie versuchte, nicht in Wut zu geraten. Sie versuchte, nicht daran zu denken, dass Martin ein privates Vermögen besaß, auch wenn es nicht sehr groß war, sodass Geld für sie nie ein echtes Problem war, wie für so viele andere Leute. Sie waren nicht reich, aber sie hatten wirklich keinen Grund zur Klage. Martin hasste es, wenn sie sein Privatvermögen

erwähnte; in dieser Hinsicht tat er sehr geheimnisvoll. Sie glaubte, dass er unter verletztem Stolz litt, weil er als Provinzanwalt nicht allzu viel verdiente und genau wusste, dass sich daran auch in Zukunft höchstwahrscheinlich nichts ändern würde. Sie sagte sich, um seiner Selbstachtung willen müsse er so tun, als verdiente er ihr gesamtes Einkommen. Deshalb schluckte sie ihren Ärger hinunter, betrachtete eine Weile seinen über die Zeitung gebeugten kantigen blonden Kopf und sagte schließlich: »Weißt du, ich glaube, dass wir im Grauen Haus sehr glücklich sein werden. Und das ist der Punkt, den ich für so wichtig halte.«

Sie hatten viele derartige Gespräche geführt. Manchmal erwiderte Martin: »Du bist hier also nicht glücklich?« Und manchmal sagte er: »Oh, ich weiß, ich weiß, ich bin ein Arschloch, du weißt ja, wie ich es hasse, mir über Geld den Kopf zu zerbrechen.« Einmal knurrte er nur: »Vielen herzlichen Dank«, und stampfte hinaus. Sie wollte ihm folgen, ließ es aber nach wenigen Schritten bleiben, und an jenem Abend redeten sie beim Zubettgehen kaum miteinander. Solche Vorfälle waren natürlich schrecklich ermüdend, viel anstrengender als ein ganzes Kohlbeet umzugraben oder eine Decke zu streichen oder einen Tag lang bei Regen in London Weihnachtseinkäufe zu erledigen. Alice schnäuzte sich noch einmal und stand auf. Sie würde in den Salon gehen. Im Salon konnte bestimmt niemandem zum Weinen zumute sein. Aber ihr war danach zumute. Sie stand am Kamin, in dem wunderschönen langen, niedrigen Raum mit den Bücherregalen und den Fenstern zur Terrasse und stellte sich vor, wie sie in jener Ecke den Weihnachtsbaum schmücken und in jener anderen einen großen Strauß Trockenblumen arrangieren würde, wie sie an allen Fenstern die prächtigen elfenbeinfarbenen Moiré-Vorhänge aufhängen würde, die Martins Mutter ihr geschenkt hatte, und sie fühlte sich noch schlimmer als in der Küche. Sie fühlte sich verzweifelt. Zumindest glaubte sie, dass es Verzweiflung sein musste, aber sie hatte keine Vergleichsmöglichkeit, denn sie konnte sich nicht daran erinnern, jemals zuvor im Leben ein derartiges Gefühl gehabt zu haben. Sie floh aus dem Salon ins Esszimmer, sah sich als strahlend lächelnde Gastgeberin am reich gedeckten und mit Kerzen geschmückten Tisch voll köstlicher Speisen

sitzen und flüchtete wieder, die Treppe hinauf, ins erstbeste Schlafzimmer.

Es war Johns Schlafzimmer; bald würde es ihres und Martins sein. Von diesem Raum hatte sie am meisten geträumt: wie sie im Bett liegen und durch die fast bis zum Boden reichenden Fenster den Blick ins Tal genießen würde. Sie wusste, wohin sie ihre Frisierkommode und das kleine Sofa – ein Geschenk ihrer Schwiegermutter – stellen und wo sie die Zeichnungen von sitzenden Frauen aufhängen würde, die sie seit ihrem vierzehnten Lebensjahr sammelte. Jetzt geriet sie beim Anblick dieses Zimmers in Panik. Es hatte nichts Bedrohliches an sich, strahlte wie immer Anmut und ruhigen Charme aus. Die Panik kam aus ihrem Innern. Sie legte ihre Hände an die Wangen. Sie glühten.

Im Bad lag Johns alter Mops zusammengerollt in einem Korb auf dem Boden des Kleiderschranks, dessen Tür weit offen stand, damit der Hund nicht unter Klaustrophobie litt. Er gab einen Laut von sich, als Alice eintrat, rührte sich aber nicht von der Stelle. Es war ein riesiges Bad, mit Lehnstuhl und Bücherregal, einer alten Waage, unordentlichen Zeitschriftenstapeln, einem schönen Ausblick und mehreren behaglichen alten Morgenröcken, die auf der Innenseite der Tür übereinanderhängen. Alice schloss sich ein, ließ kaltes Wasser in ein Waschbecken laufen, wusch sich das Gesicht und trocknete es mit Johns Handtuch ab, das angenehm männlich roch. Sie setzte sich in den Lehnstuhl und atmete mit geschlossenen Augen mehrmals tief durch. Idiotische Alice, verrückte Alice, glückliche Alice. Sie hielt noch immer Johns Handtuch fest, vergrub ihr Gesicht darin. Wie reizvoll die männliche Ausstrahlung doch war, solange alles unpersönlich blieb: die selbstbewussten Schritte eines Fremden auf dem Parkett, ein Mann, der am Zeitungskiosk hinter dir steht und mit dem Kleingeld in seiner Tasche klimpert, der Kontrast von Haut, Hemdmanschette und Sakkoärmel bei deinem Nachbarn während einer Dinnerparty, Johns altes abgenutztes Badehandtuch. Sie fühlte sich besser und stand auf.

»Kein Wort von alldem zu irgendjemandem«, sagte sie zu dem Mops und ging nach unten.

In Martins zukünftigem Arbeitszimmer, das vorläufig noch eine stickige und gemütliche Höhle war, in der John die Winterabende verbrachte,

fand Alice nicht nur Charlie, der auf Gwens Schoß saß und ihre Perlenkette um den Hals hatte, sondern auch Henry Dunne. Henry war Sir Ralphs Verwalter, und obwohl John Murray-French das Graue Haus schon lange vor Henrys Zeit der Gutsherrschaft abgekauft hatte, wurde es nach wie vor quasi als Besitz der Unwins betrachtet. Henry und Johns Sohn waren zusammen in Eton gewesen, und Henry kam bei seinen Inspektionsfahrten über Land oft vorbei, um John dieses und jenes zu erzählen und die Jagdausflüge zu beschreiben, die seine große Leidenschaft waren. John hörte zu, während er gemächlich seine Enten polierte, und es schien ihm nichts auszumachen, immer wieder alle Einzelheiten geschildert zu bekommen. Seine Geduld hatte zur Folge, dass Henry beim Nachhausekommen nicht das Bedürfnis verspürte, seiner Frau Juliet haarklein alles von der Jagd zu berichten, und das war auch gut so, denn sie langweilte sich dabei fast zu Tode und bekam Schreikrämpfe.

Henry hielt Alice für eine wunderbare Frau, und er fand sie sehr schön, mit ihren dunkelblauen Augen und ihrem erstaunlichen Zopf, aber er befürchtete, dass sie ziemlich clever sein könnte. Bei der letzten Silvesterparty hatte er gehofft, dass auch sie ihn wunderbar fände, denn er hatte sie kühn geküsst, und das nicht etwa nur bei der blödsinnigen Mitternachtsküsserei, die immer so chaotisch verlief, dass man schon von Glück sprechen musste, wenn man nicht zuletzt die Möbel küsste. Und es schien ihr gefallen zu haben. Als die Party schließlich zu Ende war, hatte er ihr zugeflüstert: »Gute Nacht, meine Schöne«, und sie hatte ihm einen langen Blick geschenkt. Doch als er sie dann zufällig in Salisbury wiedersah, schob sie ihr Baby in einem kleinen Kinderwagen vor sich her, und obwohl sie ihm zulächelte, war sie doch ganz gelassen und sagte sogar: »War das nicht eine herrliche Neujahrsparty?«

»Für mich war sie herrlich, weil du da warst.«

Und sie lächelte ihm zu und schüttelte den Kopf.

»Meinst du damit, Alice, dass du nicht ...«

»Ich meine, dass ...«

Sie verstummte. Er rief: »Was? Was? Sag es mir.«

Sie blickte ihn wieder an, und sogar ein Trottel wie er, von dem Juliet

immer behauptete, er hätte die Sensibilität eines kurzsichtigen Büffels, konnte ihrem Gesicht ansehen, dass sie Angst hatte.

»Bitte nicht«, murmelte sie, und dann küsste sie ihn flüchtig auf die Wange und schob ihr Baby ins »Marks and Spencer«.

Jetzt aber schien sie sich sehr zu freuen, ihn zu sehen. Sie küsste ihn, fragte: »Wie geht's Juliet?«, fügte an Charlie gewandt hinzu: »Oh, du altes Schlitzohr«, und setzte sich neben Gwen.

»Das Haus sieht so gepflegt aus«, sagte sie, nicht ganz wahrheitsgemäß, denn in Wirklichkeit hatte sie kaum darauf geachtet.

»Ich tue mein Bestes. Keine leichte Aufgabe, bei all den Pfeifen des Majors und seinen Hunden und der Schnitzerei. Aber wir geben den Kampf nicht auf, nicht wahr, mein Süßer?«

Charlie gab miauende Laute in Richtung Alice von sich. Sie nahm ihn von Gwens Knien und gab ihr die Perlenkette zurück.

»Gwen sagt, dass sie bleibt«, sagte Henry.

»Ich weiß. Ist das nicht fabelhaft von ihr?«

»Vier Vormittage werde ich hier arbeiten. Und an einem Tag werde ich beim Major ausmisten, wenn er erst einmal in seinem Cottage wohnt. Sie müssten es jetzt sehen – von den Wänden tropft die Feuchtigkeit.«

Alice stand auf, Charlie auf dem Arm.

»Herzlichen Dank für Ihre Freundlichkeit, Gwen. Mit ist ein Stein vom Herzen gefallen, seit ich weiß, dass Sie mir helfen werden. Ich rufe jetzt die Kinder und mache mich auf den Heimweg.«

»Ich gehe gleich mit«, sagte Henry. »Ich bin nur vorbeigekommen, um John das Gutachten über sein Cottage zu bringen.«

Gwen öffnete ihnen die Haustür. Alice berührte das Holz. Ihre Haustür. Sie zog ihre Hand hastig zurück und schob sie wieder unter Charlies dick gepolsterten Po.

»Wiedersehn«, sagte Gwen. »Fahren Sie vorsichtig. Winkewinke, mein süßes Bübchen.«

Nachdem Gwen die Tür geschlossen hatte, fragte Alice: »Wird sie mich verrückt machen?«

Henry machte ein verdutztes Gesicht.

»Ich glaube kaum, dass du so leicht jemand anderen finden wirst. Alle jammern, dass sie Hilfe brauchen, und ich weiß mit Sicherheit, dass

Elizabeth Pitt ein Auge auf Gwen geworfen hat, und Sarah Alleyne ebenfalls, nur dass niemand sie länger als einen Monat aushält.« Er öffnete den Fond des Wagens, damit Alice Charlie in seinem Tragekorb verstauen konnte.

»Weißt du, wir sind alle hell begeistert, dass ihr dieses Haus bekommen habt. Es wird für das Dorf ein echter Gewinn sein.«

Alice richtete sich auf.

»Wir haben großes Glück gehabt.«

»Das kann man wohl sagen. John konnte sich der Horden von Interessenten kaum erwehren. Er sagt, ein Kerl sei aus heiterem Himmel in einem schwarzen BMW hier aufgetaucht und habe ihm 400.000 geboten.«

»Was hat denn ein BMW damit zu tun?«

Henry erwiderte leicht gereizt: »Er muss aus der City gekommen sein. Geld wie Heu, verstehst du?«

Alice schwieg. Sie stand ganz still und betrachtete das Haus. Es begann zu dämmern, und Gwen hatte hier und dort Licht gemacht, korallenfarbene Rechtecke in der hellgrauen Fassade. Es sah idyllisch aus.

»Ich bin gelb vor Neid«, sagte Henry, der sie beobachtet hatte. »Und nicht nur ich – halb Wiltshire.«

Alice wandte sich langsam ihm zu und berührte kurz seine Hand.

»Das Merkwürdige ist«, stellte sie ganz ruhig fest, »dass ich es jetzt, nachdem es mir gehört, überhaupt nicht mehr haben will.«

Und dann brach sie in Tränen aus.

»Ich weiß nicht, was los ist«, sagte Martin am Telefon, mit gedämpfter Stimme, obwohl Alice oben im Bad war. »Sie scheint es mir nicht erklären zu können. Sie findet das Graue Haus wunderschön, sie will nicht hierbleiben, aber sie sagt, dass sie Angst hat umzuziehen.«

Fünzig Meilen entfernt, in Dorset, fragte seine Mutter: »Ist es der Umzug als solcher?«

»Das kann nicht sein«, meinte Martin. »Solche Dinge haben ihr doch noch nie etwas ausgemacht. Ich habe sie noch nie so erlebt.«

»Sie war nach Charlies Geburt eine Zeit lang sehr verstört.«

»Das ist vorbei«, sagte Martin. »Der Befund vor vier Monaten war völlig in Ordnung!«

»Hattet ihr vielleicht Streit?«, fragte Martins Mutter.

Martin antwortete viel zu laut: »Nein!« Dann fuhr er ruhiger fort: »Na ja, wir hatten Meinungsverschiedenheiten darüber, wie viel wir für das Graue Haus bieten sollten. Aber richtig gestritten haben wir nicht.«

»Kann ich mit ihr sprechen?«

»Sie ist im Bad. Sie weiß nicht, dass ich dich angerufen habe.«

Martins Mutter, die ihre Schwiegertochter von Herzen liebte, sagte leicht indigniert: »Hinter ihrem Rücken, so als dürfte sie es nicht hören? Kein Wunder, dass sie weint.«

Martin ließ den Kopf hängen. Es war wie immer. Sein Leben lang bemühte er sich nach Kräften, seiner Mutter zu gefallen, ihr nahe zu sein und sie ins Vertrauen zu ziehen, und immer wieder musste er feststellen, dass es ihm nicht gelang. Er wusste, dass sie ihn liebte – aber er war sich nie sicher, ob sie ihn mochte. Bei seinem älteren Bruder Anthony war es ganz ähnlich, nur dass Anthony robuster und frecher war, sodass sie oft aneinandergerieten. Er erinnerte sich mit der üblichen Bestürzung daran, dass seine Mutter vor zehn Jahren zu Alice gesagt hatte: »Ich bin sehr froh, dass du Martin und nicht Anthony heiratest. Ich liebe Anthony, aber ich weiß, dass er wirklich ein schrecklicher Junge ist.« Und das war ihre ehrliche Meinung und nicht etwa nur die scherzhafte Bemerkung einer in ihre Söhne vernarrten Mutter. Martin fragte sich voller Unbehagen, was sie Alice wohl über ihn erzählt haben mochte; es gab so vieles, worüber sie mit Alice gesprochen hatte, von dem er nie etwas wissen würde.

»Natürlich kannst du mit ihr reden«, sagte er steif, »wenn du glaubst, dass es etwas nützen wird.«

»Bring sie dazu, mich anzurufen«, sagte Cecily Jordan, »wenn sie aus dem Bad kommt.«

Er legte seufzend den Hörer auf, schrecklich müde. Als er nach einem langen Arbeitstag nach Hause gekommen war, schien alles wie immer zu sein: Die Kinder waren im Bett, das Abendessen war fertig, und Alice saß im kleinen Wohnzimmer am Kamin und stickte an einem Wandteppich. Doch als sie aufschaute, damit er ihr den üblichen Begrüßungskuss

geben konnte, sah er, dass sie geweint hatte. Und auch während des Abendessens brach sie immer wieder in Tränen aus. Schluchzend stammelte sie, sie hätte die schreckliche Vorahnung, dass es einfach nicht gut gehen würde.

»Meinst du das Graue Haus?«, hatte er gefragt.

»Nein ... nein ... nicht das Haus als solches, aber das Leben dort, unser Leben dort ...«

»Aber genau das hast du doch immer gewollt!«

Sie schob ihren halb vollen Teller weg. »Ich weiß. Das ist es ja, was mir solche Angst macht.«

Er versuchte sie aufzuheitern.

»Du hast doch vor nichts Angst! Nie. Beim Skifahren stehe ich immer Todesängste um dich aus.«

»Oh«, wehrte Alice ab, »physische Dinge. Das ist leicht. Dies hier ist viel beängstigender, ein Gefühl totaler Verlorenheit, so als hätte ich alles auf etwas gesetzt, das es überhaupt nicht gibt.«

Martin widmete sich der Lasagne, die sie übrig gelassen hatte.

»Ich verstehe dich nicht«, hatte er gesagt.

Und er verstand sie auch jetzt noch nicht. Vielleicht hatte seine Mutter recht und es waren Relikte der Depressionen nach Charlies Geburt.

Sie tat ihm leid, aber gleichzeitig war er leicht verärgert, dass sie sich nicht normal benehmen konnte. Schließlich hatte sie das Haus

unbedingt haben wollen, und er hatte sich wirklich sehr anstrengen müssen, um es zu bekommen. Er hatte für das Graue Haus eine Menge Aktien verkaufen müssen, eine ganze Menge. Er betrachtete das Zimmer, das klein, aber mit allen möglichen faszinierenden Sachen und kühnen Stoffen und ausgefallenen Gemälden ausgestattet war, die er selbst nie, auch nicht in einer Million Jahre, ausgesucht hätte, die ihm nun, als er sie sah, aber wirklich gut gefielen. Sie waren ganz Alice. Er starrte ins Feuer und fühlte sich von ihr im Stich gelassen.

Als sie in einem gelben Morgenrock herunterkam, ihren Zopf mit einem Kamm hochgesteckt, versuchte er, sich nicht mürrisch anzuhören. »Ma bittet dich, sie anzurufen.«

Alice' Augen leuchteten auf, voller Erleichterung und Hoffnung.

»Natürlich«, sagte sie. »Hat sie angerufen?«

»Ich habe sie angerufen.«

»Martin, ich bin nicht absichtlich neurotisch. Ich hasse es, mich so aufzuführen. Wenn ich könnte, würde ich sofort damit aufhören.«
Er erhob sich von seinem Stuhl und kickte ein Holzsplit in den Kamin. Den vorwurfsvollen Ton seiner Mutter noch im Ohr, fragte er: »Liegt es an mir? Hat es etwas mit mir zu tun? Hast du mich satt?«

Alice schnappte nach Luft.

»O nein!«

»Ist mir nur so durch den Kopf gegangen«, brummte er.

Da war sie wieder, die falsche Note in der Melodie, leise, aber schrill. Alice durchquerte das Zimmer, schlang von hinten die Arme um Martin und legte ihre Wange an seinen Rücken.

»Du weißt genau, dass das nicht stimmt. Habe ich nicht dauernd gesagt, dass ich das Graue Haus haben möchte, weil ich weiß, dass wir dort glücklich sein werden?«

»Aber das steht doch im Widerspruch zu dieser plötzlichen Panik!«

»So ist es. Wahrscheinlich sind es irgendwelche Hormonschwankungen. Darauf bin ich im Bad gekommen.«

Er drehte sich um und umarmte sie, und unwillkürlich ging ihm durch den Kopf, dass er viel mehr Sex bräuchte, dass er viel öfter mit ihr schlafen wollte als sie mit ihm. Er holte tief Luft.

»Geh und ruf Mutter an«, sagte er.

2. Kapitel

Bevor Cecily Jordan geheiratet hatte, war sie kurze Zeit Sängerin gewesen. Sie war 1937 trotz des Widerstands ihrer Eltern zum Studium nach Wien gegangen und hatte sich mit achtzehn leidenschaftlich in die Musik, in Wien und in einen jungen jüdischen Komponisten und politischen Aktivisten verliebt. Er hatte ihr die reinen und lieblichen Lieder von Schubert erschlossen und sie gelehrt, ihre Darbietung zwischen Lyriismus und äußerster Dramatik zu variieren, wie das Lied es erforderte. Das erreichte er einerseits durch gesangstechnische Unterweisung, andererseits aber auch dadurch, dass er mit ihr ins Bett ging und ihr bewusst machte, welche Kräfte in ihr schlummerten – Kräfte, die sie sodann mühelos beim Singen zum Ausdruck brachte. Im Winter 1938 musste sie ihm versprechen, dass sie sofort nach England zurückkehren würde, falls ihm etwas zustoßen sollte. Er drohte, sie auf der Stelle zu verlassen, wenn sie sich nicht fügte. Er ließ sie dieses Versprechen sogar zu Papier bringen und unterschreiben. Im Juni 1939 wurde er verhaftet, als er die Ringstraße überquerte, und einige Zeilen von ihm, denen jenes schriftliche Versprechen beigelegt war, wurden ihr überbracht, als sie gerade in ihrem sonnigen, staubigen, unordentlichen Zimmer draußen am Prater Stimmübungen machte. »Alles wird für uns beide nur unendlich schlimmer werden, wenn du dein Versprechen brichst, und ich würde dich dafür nicht bewundern, sondern hassen«, schrieb ihr Geliebter. »Das Beste, was du jetzt für uns tun kannst, ist, die wunderschöne Stimme, die wir gemeinsam geformt haben, nach England zurückzubringen und sie als Licht in einer dunklen Welt zu entzünden.«

Er schrieb nicht, dass er sie liebte. Während sie in verschiedenen grässlichen Zügen quer durch Europa zuckelte, dachte sie darüber nach, dass er auch nie von Liebe gesprochen hatte. Es war ihr früher nicht aufgefallen, weil ihre eigene Liebe für sie beide ausgereicht hatte. Sie kam im August in England an, wo einer niedergedrückte Stimmung herrschte, und fuhr wie betäubt und fast sprachlos nach Suffolk ins Elternhaus, wo ihre Mutter die zu erwartenden Entbehrungen der Kriegszeit genussvoll heraufbeschwor, Alice' Kinderbücher vorsorglich

schon als Altpapier verkauft und die Badewanne ringsum mit einem roten Strich versehen hatte, zehn Zentimeter vom Boden entfernt, als besonders entnervende Sparmaßnahme.

Cecily versuchte zu singen, war dazu aber nicht in der richtigen Stimmung. Im September wurde der Krieg erklärt, aber ihr kam es vor, als spielten sich die neuesten Ereignisse in weiter Ferne ab und hätten für sie keine direkte Relevanz. Sie schlief schlecht, lag jede Nacht stundenlang wach und ließ die herrliche Wiener Zeit in Gedanken immer wieder Revue passieren. Tagsüber machte sie anstrengende Spaziergänge und sprach oft davon, sich freiwillig melden zu wollen, was sie dann aber doch nicht tat. Dafür erklärte sie eines Tages aus heiterem Himmel, dass sie nach Kanada reisen würde, um in Toronto an einer großen Mädchenschule Gesang zu unterrichten. Sie blieb dort sechs Jahre. Ihre Eltern dachten, sie würde vielleicht einen Kanadier heiraten, aber sie heiratete nicht. Im schrecklichen Winter 1946 kehrte sie nach England zurück, und im folgenden Jahr heiratete sie Richard Jordan, den sie im Zug kennengelernt hatte, nachdem sie in Southampton von Bord ihres Transatlantikdampfers gegangen war. Richard Jordan war Ingenieur. Er hatte sich in Southampton ein Trümmergrundstück als möglichen Standort für eine Fabrik angesehen, wo Bohrer produziert werden sollten. Das Glück war ihm hold. Cecily und er bekamen innerhalb von fünf Jahren zwei Söhne und kauften ein Herrenhaus in einem bewaldeten Tal unweit von Corfe in Dorset, nur eine Meile vom Meer entfernt. Cecily stellte im Laufe der Zeit fest, dass sie an der Gesellschaft der drei Männer in ihrem Leben keine allzu große Freude hatte, aber der Garten des Herrenhauses bot ihr eine Art Ersatzbefriedigung. Sie entwickelte sich zu einer fantasievollen Gärtnerin und machte sich als solche einen Namen. Sie schrieb Gartenbücher und wurde in den Sechzigerjahren zu Vorträgen überall in England eingeladen. In den Siebzigerjahren war sie so berühmt, dass sie auch an der Ostküste der USA Vorträge hielt.

Und 1976 brachte dann ihr jüngerer Sohn Martin Alice mit nach Hause. Es war ein herrlicher Septembertag, die Gärten von Dummeridge entfalteten in der Wärme eine späte Pracht, aufgeplatzte Pflaumen lagen klebrig im hohen Gras, und fette Insekten schwirrten summend

zwischen den Hecken umher. Cecily war neben dem Gartenhaus aus dem 18. Jahrhundert, das sie in Essex entdeckt und nach Dorset transportiert hatte, damit beschäftigt gewesen, eine schwere doppelte weiße Klematis hochzubinden, die zuvorkommend zweimal im Jahr blühte, als plötzlich hinter ihr jemand ganz ungezwungen sagte: »Sie müssen Martins Mutter sein.«

Sie drehte sich um. Etwa zwei Meter entfernt stand ein großes Mädchen in Jeans und blauem Hemd, mit langen braunen Haaren, die am Hinterkopf mit einem indischen Tuch zusammengebunden waren.

»Ich bin Alice Meadows«, stellte sich das Mädchen vor.

»Martin wollte das Kricketspiel im Fernsehen nicht versäumen, aber ich konnte es einfach nicht erwarten, in diesen herrlichen Garten zu kommen. Hoffentlich störe ich Sie nicht.«

»Bestimmt nicht.« Cecily zog ihren Gartenhandschuh aus und streckte Alice die Hand entgegen. »Sie sind mir mehr als willkommen, Alice Meadows.«

Sie brachte Alice in dem kleinen nach Süden gelegenen Gästezimmer unter, das ihr insgeheim als ihr eigenes Schlafzimmer vorschwebte, wenn Richard einmal tot sein würde. Das Bettgestell war aus Messing, auf dem glänzenden Parkett lagen robuste, cremefarbene griechische Teppiche, die Vorhänge an den Fenstern mit ihren breiten Simsens waren aus blau-weißem Cretonne, und in einer Ecke hing eine riesige chinesische Jardiniere, in der Bleiwurz mit sternförmigen hellblauen Blüten prächtig gedieh.

»Gefällt es Ihnen?«, fragte Cecily überflüssigerweise.

»Großartig.«

»Das ist mein Lieblingszimmer. Ich finde, es hat eine angenehme Atmosphäre.« Sie sah Alice an. »Meinen Sie und Martin es ernst miteinander?«

Alice erwiderte ihren Blick gänzlich unbefangen. Das Haus und das Zimmer und diese faszinierende, offensichtlich starke Frau in Drillhemd und -hose, die aber perfekt frisiert war und eine Perlenkette trug, gaben ihr das Gefühl, sie brauche nichts zu befürchten oder zu entscheiden – alles würde ihr hier abgenommen werden.

»Nein«, antwortete sie freimütig. »Wir kennen einander erst seit zwei

Wochen. Martin hat meinen Bruder beim Squashspielen kennengelernt, und mein Bruder brachte ihn mit nach Hause. Wir sind zweimal zusammen im Kino gewesen und ein paarmal im Pub. Und dann hat er mich hierher mitgenommen.«

Sie fuhr mit der Hand über den dicken Messingknopf am Fußteil des Bettes.

»Glauben Sie«, fragte sie Cecily, »dass es falsch von mir war, herzukommen, wenn ich keine ernstesten Absichten habe?«

»Nein. Ob nun ernste Absichten oder nicht – Sie hatten ganz recht, herzukommen.«

Sie gingen zusammen in den Garten, und Cecily ließ Alice unter einer Weide am Rand des Rasens allein zurück, während sie selbst Tee zubereitete. Alice lehnte sich in einem alten Rattan-Liegestuhl zurück, dessen Armstützen sich auflösten und stachelig nach allen Seiten abstanden, und blickte durch das hellgrüne Laubwerk in den strahlend blauen Himmel empor. Sie fühlte sich – ja, wie eigentlich? Sie suchte nach dem richtigen Wort. Glücklich? Zu schwach. Zufrieden? Zu nichtssagend. Großartig? Zu egozentrisch. Aber in gewisser Weise trafen sie doch alle zu, und auch Wörter wie »erfüllt« und »entspannt« und »selig« und ...

Eine neue Idee riss Alice abrupt aus ihren Gedanken. Sollte sie Martins Mutter etwas über ihre Familie erzählen? Sollte sie sagen, dass es für sie die Erhöhung eines Gebets war, in dieses herrliche alte Haus zu kommen und in diesem romantischen und die Sinne betörenden Garten zu dösen, dass dies alles ein Gegengift gegen ihr eigenes Zuhause war, wo die hässlichen Wände tagein, tagaus von den unaufhörlichen Klagen ihrer Mutter widerhallten? Ich bin reif für dies hier, sagte sich Alice, während sie mit den Zehen ihre Schuhe abstreifte und ihre nackten Füße in die Sonne streckte. Ich bin diesem Paradies verfallen, ich war eine leichte Beute, noch bevor Martins Mutter den Mund aufmachte. Sie schloss die Augen und genoss den Schatten der Weide auf ihren Lidern. Zu Hause, in der Lynford Road 4 in Reading, würde ihre Mutter jetzt indischen Tee aus einem hässlichen Becher – dem Werbegeschenk einer Garage – trinken und in Radio 4 Kaleidoscope oder den Schluss von Afternoon Theatre an sich vorbeirauschen lassen, ohne wirklich

zuzuhören, weil sie stattdessen alle Kümernisse dieses Tages Revue passieren ließ, die sich im Grunde seit Jahren immer gleich blieben und aus dem Groll gegen ihren freundlichen, liebenswerten, aber treulosen Ehemann – Alice' Vater – resultierten, der vermutlich auch zur Stunde in der Universität ein Seminar über »Die metaphysischen Dichter« abhielt und dabei an Sex dachte.

Sie würde ihn nicht verlassen. Immer wieder jammerte sie Alice vor, dass sie ihn nicht verlassen würde, weil sie ihn liebte. Und wie schlecht wurde ihre Treue belohnt, wie gemein wurde sie behandelt! Alice hatte längst erkannt, dass es eher Tyrannei als Treue war, obwohl sie andererseits auch von den Affären ihres Vater angewidert war. Nicht einmal ihre Freundinnen waren vor ihm sicher; sie fanden ihn alle sehr charmant und flirteten mit ihm, wenn sie Alice abholten, um ins Kino oder in eine Disco zu gehen. Alice' Mutter drängte sie, Partei zu ergreifen und sie zu verteidigen, aber Alice weigerte sich. Ihrer Meinung nach waren beide schuld an der Situation, und sie wusste, dass sie gleich nach Abschluss der Kunstschule dem hässlichen, geschmacklos eingerichteten Haus in Reading, den verbitterten Klagen ihrer Mutter und der Genusssucht ihres Vaters den Rücken kehren würde, dass sie wie ihre Brüder fortgehen und nicht zurückkommen würde.

Einer ihrer Brüder war in die Ferne gezogen, nach Los Angeles, und dort ein ungemein erfolgreicher Taxifahrer geworden. Der andere war nur nach London geflüchtet, wo er mit sechs anderen Studenten eine riesige unordentliche Wohnung am Lavender Hill bewohnte und für seine Juraexamen paukte. Dieser Bruder hatte Martin Jordan mit nach Hause gebracht – nein, das war eigentlich nicht der richtige Ausdruck, denn er ertrug bestenfalls eine Stippvisite; sie waren unterwegs nach Oxford, um an einem Squashturnier teilzunehmen, und weil Alice oben in ihrem Zimmer in blinder Wut malte, nachdem eine Studentin – die neueste Eroberung ihres Vaters – ganz unverfroren angerufen hatte und Professor Meadows sprechen wollte, hatten sie sie nach Oxford mitgenommen. Sie hatte keine Lust, ihnen beim Squashspielen zuzuschauen, und ging stattdessen ins Ashmolean-Museum, wo sie sich die Caernavon-Statuen ansah, die eine sehr beruhigende Wirkung auf sie ausübten. Martin Jordan war in den nächsten zwei Wochen viermal

aus London nach Reading gekommen, um mit Alice auszugehen – beim letzten Mal hatte er ihrer Mutter Blumen mitgebracht, was Alice' Wissens nach seit zwanzig Jahren niemand getan hatte – und dann hatte er angerufen und gesagt, er komme auf dem Weg nach Dummeridge durch Reading und könne sie abholen, wenn sie Lust habe mitzukommen.

Alice hatte darauf hingewiesen, dass Reading nicht auf dem direkten Wege von London nach Dorset liege.

»Für mich schon«, hatte Martin erklärt, »wenn du mitkommst.«

Er hatte sie in der Lynford Road abgeholt, und Alice hatte ihrer Mutter nicht einmal mehr aus dem Auto zugewinkt, wusste sie doch genau, dass diese nun einen neuen Grund zur Klage hatte, weil die Tochter es wagte, wegzufahren und sich zu amüsieren, während sie selbst zu Hause sitzen und leiden musste.

Und nun lag Alice genüsslich an diesem paradiesischen Ort unter einer Weide und räkelte sich wohligh wie eine Katze, während ein wunderbarer Mensch den Tee brachte. Sie wusste im Voraus, dass es chinesischer Tee in hübschen Tassen sein würde, mit dünnen Zitronenscheiben, und dazu vielleicht Mandelgebäck.

»Was für ein zufrieden aussehendes Mädchen!«, sagte Cecily, während sie das Tablett abstellte. »Ich hoffe, Sie mögen chinesischen Tee. Und Dorothy – das ist meine Haushaltshilfe – hat Mürbeteigplätzchen gemacht.«

Alice lachte. »Ich dachte, es würde Mandelgebäck sein.«

»Und chinesischer Tee?«

»O ja ...«

Cecily lächelte strahlend und setzte sich in einen Rattanstuhl.

»Martin guckt immer noch in die Röhre.«

»Das stört mich nicht, solange er nicht von mir erwartet, ebenfalls in die Röhre zu gucken.«

»Er sagt, Sie malen.«

»Ja.«

»Dinge, die Sie sehen, oder Dinge Ihrer Fantasie?«

»Dinge, die ich sehe, aber mit Fantasie verfremdet.«

»Zitrone?«